

MEISTERWERKE BERGBAULICHER KUNST UND KULTUR

*Nr. 41:
Albert Boßlet: Pfarrkirche St. Hildegardis in
St. Ingbert/Saar
1928/29*



Die im ehemals bayerischen Teil des Saarlandes liegende Kreisstadt St. Ingbert verdankt einen Großteil ihrer wirtschaftlichen Entwicklung dem dort umgegangenen Steinkohlenbergbau, der bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg nachweisbar ist. Im 18. Jahrhundert kümmerten sich die zuständigen Territorialherren von der Leyen um die St. Ingberter Gruben, von denen die 1772 eröffnete Mariannengrube und die 1774 angeschlagene Grafengrube die bekanntesten waren. Nachdem die Gruben von 1793 bis 1814 unter französischer Leitung gestanden hatten, kamen sie 1816 in den Besitz des Königreichs Bayern: Für den bayerischen Bergfiskus bedeuteten die Kohlengruben einen bergwirtschaftlich wichtigen Besitz, konnte so doch der Wirtschaftsraum der bayerischen Pfalz mit Steinkohle versorgt werden. St. Ingbert erhielt 1818 ein eigenes Bergamt, das seit 1840 für alle saarpfälzischen Gruben bestimmend wirkte.

Die Jahre unter der bayerischen Verwaltung waren von einer ständig steigenden Förderung bei gleichzeitiger Vergrößerung der Grubenanlage in St. Ingbert selbst bzw. in Frankenholz und Bexbach als den wichtigsten Standorten geprägt. In St. Ingbert bestanden bis 1821 insgesamt 17 Stollenbetriebe, die anschließend zusammengefaßt wurden. Der Stollen A als Hauptstollen durchfuhr in der Folgezeit den Bergrücken zwischen dem Rischbachtal in St. Ingbert und dem (preußischen) Sulzbachtal und traf zahlreiche Flöze an. An den beiden Mundlöchern wurden ebenso Tagesanlagen errichtet wie am Kunst- und Wasserhaltungsschacht (auf der sog. Unteren Anlage bei Schnappach), am 1851 abgeteuften Hubertusschacht, in geringem Umfang am Rothellschacht und am 1871 abgeteuften Sechseichenschacht (Obere Anlage). Die im Grubenfeld gewonnene Förderung gelangte durch den Stollen A zur Aufbereitung am Rischbachstollen, wo sich mit dem Zechenhaus und der Aufbereitung auch die betrieblich wichtigen Tagesanlagen befanden. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Abbau bereits die vierte Tiefbausohle erreicht.

Nach dem Ersten Weltkrieg legte man die 5. Sohle an und vergrößerte die maschinelle Kapazität der Grube beträchtlich. Druckluft wurde im Grubenbetrieb eingesetzt. Mit der Eingliederung des Saargebietes ins Deutsche Reich ersetzte man in der Grube die Benzol- durch Diesellokomotiven, führte größere Förderwagen ein und konnte die Förderung auf 1700 t/Tag steigern. 1946 waren rd. 1100 Bergleute auf der Grube angelegt, doch ließ sich aufgrund der zersplitterten Flözverhältnisse und der schwierigen Gewinnungsverhältnisse kaum noch ein bergwirtschaftlich rentabler Bergbau durchführen. Deshalb schloß man die Grube St. Ingbert zunächst an die Grube Maybach, dann an die Grube Jägersfreude an. 1956 schränkten die Saarbergwerke den Grubenbetrieb ein, und am 31. Dezember 1959 erfolgte die endgültige Schließung.

Die Grube St. Ingbert war neben dem Krämerschen Eisenwerk der größte Arbeitgeber aus dem Montanbereich für die Stadt gewesen. Der Bergbau bestimmte noch in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg das Leben der Stadt in ausgeprägter Weise, aber auch schon zuvor hatten Künstler wie der aus St. Ingbert stammende Albert Weisgerber (1878–1915) das heute noch bestehende Zechenhaus der Grube skizziert und somit sein Interesse am Bergbau dokumentiert. Wie stark nun tatsächlich der Wirtschaftszweig des Bergbaus in das kulturelle Leben der Gemeinde eingebunden war, zeigt sich in ganz augenfälliger Weise im Kirchenbau St. Hildegardis.

Am 23. September 1928 wurde der erste Spatenstich zur Errichtung der katholischen Pfarrkirche getätigt, die nach der Mystikerin Hildegard von Bingen (1098–1179) benannt wurde. Nach nur achteinhalb Monaten Bauzeit konnte am 22. September 1929 die Kirchweihe vorgenommen werden.

Der Bauplan stammte vom Landesbaurat Prof. Albert Boßlet, als leitenden Architekten am Ort hatte man Ludwig Kreisler gewonnen. Boßlet schuf als dem Konstruktivismus verhafteter Architekt einen klaren, großförmigen und in die Ortschaft von St. Ingbert organisch sich einfügenden Großbau aus Stahlbeton und rotbraunem Klinker, der – am höchsten Punkt der damaligen Gemeinde und oberhalb der Wohnsiedlung der Steinkohlengrube errichtet – das Stadtbild überragte. Die im Grundriß ausgebildeten Seitenschiffe im Anschluß an das sehr breite Mittelschiff treten im Inneneindruck kaum hervor, vielmehr beherrschen die den „Türstockausbauten“ des Bergbaus nachempfundenen, jochbildenden Eisenbetonrahmen, die unter die flache Decke gelegt worden sind und diese quasi abstützen, den Eindruck: Acht Joche führen zum eingezogenen, geosteten Chor, der durch zwei Spitzbögen in einen Vor- und einen etwas verengten Altarraum unterteilt worden ist.

Dieses auffallende Motiv der Eisenbetonrahmen im Raumorganismus ist bereits während der Entstehungszeit der Hildegardiskirche als bewußte Erinnerung an den in St. Ingbert damals noch umgehenden Bergbau verstanden worden. Morper sagt mit Berechtigung, daß im Langhaus und Chorvorraum „das Sprießwerk im Bergstollen in grandios monumentaler Weise als sinngemäßes Motiv für eine Bergarbeiterkirche abgewandelt“ worden sei.

Eine bewußte architektonische Maßnahme dürfte auch die Wahl von rotbraunem Klinker als Verblendmaterial des Stahlbetons gewesen sein, das in den Grubenbauten vorherrschte und als „Industriematerial“ von vielen Architekten der 1920er Jahre bevorzugt eingesetzt worden ist. Vahles Bemerkung („Dunkler Klinker, der in der Industriestadt charakterhafter Ausdruck und gegenüber der säurehaltigen Luft bewährter Baustein ist, umhüllt den Schlackenstein der Hochöfen. Material der Industrie wurde zum Bau des Gotteshauses verwandt. Aus gleicher Einstellung erwuchs auch der Innenraum. Die Wahrheit dem Material gegenüber ließ die trapezförmigen Betonrahmen in ihrem Werkcharakter unverschalt stehen“) ist hingegen nur aus der Zeit zu verstehen.

Die Innenraumgestaltung der St. Ingberter Hildegardiskirche dürfte das beste und unverwechselbare Beispiel einer bergbaubezogenen Sakralarchitektur im Saarland sein. Dieser Kirchenbau reiht sich somit bruchlos in die lange Reihe der Bergkirchen ein, die seit dem Mittelalter und der frühen Neuzeit entstanden sind. Bemerkenswert ist, daß nur wenige dieser Kirchen Architekturelemente des Bergwerks unmittelbar und allgemein sichtbar übernommen haben, wie dies in St. Ingbert mit dem Türstockrahmen der Fall ist. Wohl kennt man z. B. in Schwaz einen Knappen- neben dem Bürgerchor, wohl kennt man z. B. in der Freiburger Domkirche bergmännisch gebildete liturgische Elemente wie die berühmte Tulpenkanzel oder in Annaberg den berühmten Altar von Hans Hesse und auch bergbauliche Ausmalungen wie in Kuttenberg (Kutná Hora): Einzigartig aber scheint die „große Gliederung“ der jochbildenden Türstöcke zu sein, die an den Steinkohlenbergbau von St. Ingbert erinnern.

LITERATUR:

Krämer, Wilhelm: Geschichte der Stadt St. Ingbert, St. Ingbert 1955, Bd. 1, S. 235–364, und Bd. 2, S. 241–243; ders.: Geschichte des Steinkohlen-Bergbaus zu St. Ingbert mit besonderer Berücksichtigung der Frühzeit, Speyer 1930; Bockhardt, Anton: Der Steinkohlenbergbau in der Pfalz während der Jahre 1821–1880 (hrsg. v. W. Rosenberger), Bad Kreuznach 1974, S. 10–43; Kluding, Jakob: Die geschichtliche Entwicklung des Steinkohlenbergbaus in der Pfalz bis 1920, Würzburg 1923, S. 78–80 und 96–102; Slotta, Rainer: Förderturm und Bergmannshaus, Saarbrücken 1979, S. 94; Vahle, Wilhelm: St.-Hildegardis-Kirche in St. Ingbert, München 1939; Morper, J. J.: Katholische Kirchenbauten an der Saar, Saarbrücken 1935.

Dr. Rainer Slotta, Bochum

DER ANSCHNITT 40, 1988, Heft 1–2.